

Die Kunst, schlecht zu schreiben

Der schillernde Sowjetautor Walentin Katajew ist zu entdecken

Der sowjetrussische Schriftsteller Walentin Katajew (1897–1986) muss ein unangenehmer Zeitgenosse gewesen sein. Jewgeni Jewtuschenko berichtet in seiner Autobiografie, wie er 1963 gemeinsam mit Katajew in einem Pariser Nachtclub Geld, und zwar viel Geld, verprasst habe. Mit der Arroganz des Sowjetbürgers, der für eine Nacht reich ist, jagte Katajew einen Kellner in die Nacht hinaus – buchstäblich um jeden Preis mussten sechs Flaschen Veuve Cliquot, Jahrgang 1916, beschafft werden. Den Tänzerinnen stopfte er Hundertfrancnoten in den Büstenhalter, und auch den anderen Gästen streute er Geldscheine über den Kopf. Die Safttour endete am Morgen in einer billigen Bahnhofskneipe mit aufgedonnerten Prostituierten.

Nun garantiert das gute Benehmen eines Autors noch keineswegs auch gute Literatur – es ist sogar eher umgekehrt. Bei Katajew komplizieren sich die Verhältnisse noch weiter: Die Kategorien «gut» und «schlecht» präsentieren sich sowohl im Leben wie auch im Schreiben dieses Autors als höchst bedingt. Katajew kämpfte als junger Mann gegen die Rote Armee, passte sich aber bald an die neuen Machtverhältnisse in Russland an. Aus seiner Feder stammt ein orthodoxer Produktionsroman («Im Sturmschritt vorwärts», 1932), der alle Klischees des sozialistischen Realismus bedient. Katajew beteiligte sich auch an der Hetze gegen Schriftsteller wie Juri Olescha oder Ossip Mandelstam – die von ihm erhobenen Vorwürfe wie «Dekadenz» und «Entfremdung vom Volk» waren in den Jahren des grossen Terrors lebensbedrohend. Nach dem Krieg stellte er sich überdies in den Dienst der Kampagnen gegen Pasternak, Lidia Tschukowskaja und Solschenizyn.

Es wäre allerdings zu einfach, Walentin Katajew als Apparatschik der sowjetischen Kulturverwaltung abzuqualifizieren. Katajew gehört zu den wenigen Sowjetautoren, die es nach Stalins Tod wagten, sich von den holzschnittartigen Sujets und dem pathetischen Stil der offiziellen Literaturdoktrin zu entfernen. 1955 gründete Katajew die Literaturzeitschrift «Jugend», die bald die innovativsten Schriftsteller um sich versammelte. Katajews Suche nach neuen literarischen Ausdrucksmöglichkeiten markiert den Neubeginn der Sowjetliteratur in den sechziger Jahren. Seine

Experimente ebneten den Weg für die massgeblichen Autoren der siebziger und achtziger Jahre wie Axjonow, Bitow, Sokolow und Limonow.

Es mag am undifferenzierten Image des strammen Parteigängers liegen, dass Katajews Werke im 20. Jahrhundert fast nur in DDR-Verlagen erschienen sind. Deshalb bleibt die Tatsache, dass Katajew wesentlich zur Grundlegung der postmodernen russischen Literatur beigetragen hat, bis heute weitgehend im Dunkeln. Mit *Swetlana Geiers* souveräner Neuübersetzung von «Kubik» (1969) eröffnet sich die Chance, Katajews Ort im literarischen Prozess neu zu definieren.

Es ist schwierig, «Kubik» einem bestimmten Genre zuzuordnen. Mit Sicherheit ist der Text kein Roman, zunächst wegen des Fehlens einer durchgehenden Handlung, vor allem aber aufgrund eines auffälligen Oszillierens der Erzählperspektive zwischen erster und dritter Person. Nicht nur die Handlungszusammenhänge, sondern auch die Identitäten der Figuren werden durch Katajews Erzählverfahren konsequent zerlegt. Die Experimentierlust des Autors geht so weit, dass er sogar unbekannte Wörter einführt, die sich je nach Kontext mit einer neuen Bedeutung aufladen können. So verweist etwa das Wort «Brambacher» auf den Klang eines drohenden Kriegs, das Splittern des Tintenfassens, das Martin Luther auf den Teufel wirft, oder das Zerquetschen einer Wespe, die für Stalin steht.

Katajew entwickelt in «Kubik» nicht nur eine kühne Sprachkonzeption, sondern zeigt auch kulturpolitischen Mut. In kaum verhüllter Form treten im Text zwei Schriftsteller auf, deren Werk zur Entstehungszeit von «Kubik» in Russland mit einem Tabu belegt war. Unter den Decknamen «der Lehrer» und «der Verbannte» verbergen sich Iwan Bunin und Ossip Mandelstam. Gleichzeitig bekennt sich Katajew zum «Mauvismus» – zur Kunst, schlecht zu schreiben. Gemeint ist damit eine artistische Qualität, die einen absichtlich «schlecht» geschriebenen Text aus der Masse der «ordentlichen» Literatur heraushebt. Bei Katajew klingt das so: «Ein Bluterguss, der einem Stiefmütterchen ähnlich sah. Oder – unähnlich. Ist denn das nicht egal?» Ein weiteres Beispiel: «Bist du wieder da? fragte Sanjka nach Ablauf von etwas, das in der Physik Zeit genannt wird.» Gerade im Durchbrechen von eindimensionalen

Motivierungen und sprachlichen Klischees liegt das künstlerische Innovationspotenzial von «Kubik» – gleichzeitig erhält der Leser auch eine Lektion über die Konventionalität der Bewertungskriterien für «gute» und «schlechte» Literatur.

Ulrich M. Schmid

Valentin Katajew: Kubik. Aus dem Russischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Swetlana Geier. Dörlemann-Verlag, Zürich 2005. 200 S., Fr. 29.80.